

Dessen ungeachtet kann der Bach überfließen, und wir können dann von der Begierde wie überschwemmt werden. Doch darin liegt bereits ein Freiheitsverlust, der den Bereich der Sünde berührt. Einer Sünde, die gewiß von unserer inneren Haltung abhängt, aber in weitem Maß auch von der Kollektivität, d. h. von den Werten, Beispielen und Reizen, die wir in unsere kulturelle und geistige Umgebung hineinbringen.

Was dieses Kulturklima angeht, so werden wir gegenwärtig gewiß nicht verwöhnt. Im Gegenteil ist das Programm der Freudo-Marxisten, durch eine »sexuelle Befreiung« der Jugend zunächst das Familienleben und von da aus die Gesellschaftsordnung umzustürzen, praktisch geglückt. Und wir sind beinahe in einer Situation, in der die Unreinheit als ein Wert hochgejubelt und die Jungfräulichkeit belächelt wird, so daß man sich praktisch entschuldigen muß, auch nur die Worte »Reinheit« und »Keuschheit« in den Mund zu nehmen.

Doch existiert der anonyme Gegenstrom, der durch die ununterbrochene Bewegung der vielen Pilger zur Heiligen Jungfrau gebildet wird. Denken wir an Lourdes, Fatima, Jasna-Gora und an alle anderen heiligen Stätten, die unter dem Zeichen des unbefleckten Herzens der Gottesmutter die Würde des Menschen proklamieren. Wenn sonst niemand mehr, bewahrt doch Maria stets eifersüchtig diesen Sinn für Reinheit, der, wie Bernanos sagte, unserem Gedächtniserbe zutiefst eingeschrieben ist.

Nun scheint es mir kein Zufall zu sein, daß es eine Frau — die gebenedeite unter allen Frauen — ist, die uns den Weg zur Reinheit des Leibes zeigt, um unsere Seelen und die Welt zu retten.

Es läßt sich schwer sagen, was im allgemeinen die Größe oder den Untergang eines Volkes bestimmt. Letztlich hängt dies wahrscheinlich davon ab, welche dominierenden Werte man zu verteidigen bereit ist und um welchen Preis. Und es kann der Fall sein, daß in diesem Bereich die Haltung der Frau entscheidend ist. Ich will damit sagen, daß ein Volk die Dekadenz des Mannes noch eher erträgt als die Verdorbenheit der Frau, allein schon deshalb, weil sich die Männer von den Frauen leichter in die Verdorbenheit hineinziehen lassen als umgekehrt. Adam hat die Frucht, die ihm Eva reichte, angenommen, doch man fragt sich, ob Eva eine Frucht angenommen hätte, die ihr Adam gereicht hätte. Auf jeden Fall trägt aus irgendeinem mysteriösen Grund eine verdorbene Frau mehr zur Verdorbenheit bei als ein verdorbener Mann.

Nicolai Lesskow als geistlicher Autor

Von Curt Hohoff

Lesskow gehört zu den großen russischen Erzählern des neunzehnten Jahrhunderts. Die Literaturgeschichten und Handbücher lassen daran keinen Zweifel; aber er ist nicht so berühmt geworden wie Tolstoi, Turgeniew, Dostojewski und Tschechow, obgleich sein Talent reicher angelegt war und er ein Herz für das Volk hatte, was man von den anderen nicht immer sagen kann. Der Grund liegt darin, daß ein Strom warmer Rechtgläubigkeit durch sein ganzes Werk geht. Er war der mutige Apostel einer christlichen Verkündigung — und das in einer Zeit, wo das Christliche literarisch schon zu versickern begonnen hatte: Bei Tolstoi nahm es sektiererische Formen an,

bei Dostojewski nationalisierte es sich, und bei Turgeniew und Tschechow ist es zwar nicht verschwunden, aber säkularisiert. Bei Lesskow hingegen ist die Orthodoxie weitgehend intakt, wenn er auch seine Schwierigkeiten mit ihr hatte, aber das lag nicht an ihm, sondern an der Verunsicherung des Glaubens durch kirchliche Schuld. Den Grund dafür sah er in der Abhängigkeit der Kirche vom Staat und seinen ganz anderen Interessen.

Er ist ein Dichter der »Alten Zeiten«. So nennt er seine wichtigste Folge von Chroniken. Zu ihr gehört sein bekanntester Roman »Die Klerisei« (oder »Die Domherren«). Sie endet mit dem melancholischen Satz, nach ihr käme eine völlig neue Zeit. Erst heute, mehr als hundert Jahre nach Lesskows Erfolg in seiner Heimat, nach dem Zusammenbruch des von ihm bekämpften antikirchlichen Wissenschaftsglaubens, erkennen wir die Ironie in seinem Begriff von »einer Zeit der völligen Erneuerung«. Leo Tolstoi hat nach einem Bericht des Malers Repin Lesskows Geschichten im Familienkreis vorgelesen und war zu Tränen gerührt. Auch Dostojewski hat ihn geschätzt. Beide waren christlich motiviert, aber ihr Christentum löste sich in einem Ethos von Menschenfreundlichkeit auf. Bei Lesskow fanden sie das Christliche fest und ungezwungen, heiter und locker; der Charakter des Volkes scheint im Dienst am Evangelium seine Vollendung zu finden – es scheint freilich nur so zu sein, denn wie Gogol und Gontscharow, die Satiriker, wußte Lesskow um den finsternen, abergläubischen und amoralischen Charakter des Volkes. Er hat diese Charaktere in Geschichten von Verbrechern, Triebmenschen und ahnungslosen Sündern in allen Ständen genauso geschildert wie den »Gerechten«.

Lesskows Gestalten leben im Element der Volksreligion. Die Erzählung vom »Versiegelten Engel« berichtet von Altgläubigen, die damals verfolgt wurden. Sie ziehen als Wanderarbeiter durch das Land und führen ihre Ikonen mit sich. Sie erkannten die Verschmelzung von Staat und Kirche nicht an und bewahrten ursprüngliche Formen der russischen Christlichkeit. Lesskow sympathisierte mit ihnen, weil sie nicht atheistische Proletarier wurden, sondern fromme Nonkonformisten nach schwäbischen, englischen und nordamerikanischen Mustern. Es ist eine tätige Frömmigkeit, gewiß eng, sektiererisch gebunden, aber tief wurzelnd im Herzen. Symbol dafür ist der Engel. Die Verehrung der heiligen Bilder verbindet die Altgläubigen mit der Orthodoxie:

»Luka besaß Ikonen der verschiedensten Art: die Maria selbdritt, einen Erlöser mit feuchtglänzendem Haar, Heilige, Märtyrer, Apostel; noch wunderbarer waren die vielfigurigen Darstellungen aus der Heiligengeschichte, etwa die der christlichen Feiertage, des Jüngsten Gerichts, Bilder von Heiligen, von Konzilen, das Heilige Land, die Schöpfungsgeschichte oder die Dreifaltigkeit mit Abrahams Gebet im Hain von Mamre. Kurzum, nicht satt schauen konnte man sich an so viel Schönheit, und ich bin überzeugt, daß solche Ikonen heutzutage weder in Moskau noch in Petersburg noch in Palichow gemalt werden, ganz zu schweigen von Griechenland, wo die Kunst der Ikonenmalerei längst ausgestorben ist...«

In dieser Beschreibung¹ wird nicht nur der ikonographische Umfang des ökume-

1 Die Übersetzung ist von Johannes von Günther. Sie ist der 2. Auflage der Gesammelten Werke Lesskows in 6 Bänden entnommen, München 1950. Die Übertragung der »Klerisei« ist von Arthur Luther.

nisch eingebundenen Glaubens deutlich, sondern auch die Innigkeit des aus der alten Kirche übernommenen Bilderkults als Spiegel göttlicher Herrlichkeit:

»Einen solchen Engel hatte noch kein Künstler gemalt. Immerdar steht mir das verklärte himmlische Leuchten seines Antlitzes vor Augen: Sein Blick ist sanft und mild; seine Rüstung ist gefiedert, die Schultern sind mit eisernen Harnischen bedeckt; das Bild des Jesusknaben ziert seine Brust, die Rechte hebt das Kreuz, die Linke schwingt das Flammenschwert . . . Die blonden Locken fallen über die Schultern, und Härchen für Härchen ist wie mit der Nadel gezogen. An den Flügeln, breit und weiß, ist jedes Federchen einzeln zu sehen, und in jedem Federchen wiederum jeder einzelne Flaum; weit spannen sie sich über den Untergrund aus leuchtendem Lasur. Du schaust auf diese Flügel, und all deine Angst ist geschwunden; du betest ›Beschatte mich!‹, und sogleich ist deine Seele still und voll Frieden.«

Dieser Engel wird von einem Trupp übereifriger Soldaten und Beamten beschlagnahmt, mitgenommen und als Staatseigentum versiegelt. Zwar stellt der Erzbischof die Ikone in seiner eigenen Kapelle an einen Ehrenplatz – aber ihre Wiedergewinnung ist dadurch nur noch aussichtsloser geworden. Der englische Unternehmer bemüht sich, daß die Ikone seinen verzweifelten Handwerkern zurückgegeben wird, hat aber keinen Erfolg. Im Lauf der Erzählung wird der Engel auf spannende Weise dann doch zurückgewonnen, und sie endet damit, daß die frommen Ketzer zur Staatskirche übertreten – womit Lesskow die russische Sehnsucht »nach einem Einswerden mit dem Vaterlande« stillt. Das Hauptmotiv sind Frömmigkeit und Demut. Die affirmative Tendenz steht in striktem Gegensatz zur den teils grotesken, oft traurigen und peinlichen Umständen, denen der geistliche Mensch in den Romanen des Westens ausgesetzt wird, bei Manzoni und Balzac zuerst, dann bei ihren Nachfolgern wie Fogazzaro, Bernanos, Graham Greene, Eco (»Im Namen der Rose«) und vielen anderen.

Lesskow wurde in Rußland berühmt durch seine Chronik der Geistlichkeit am Dom der erfundenen Kleinstadt Stargorod im Herzen Altrußlands, »Die Klerisei«, 1872. Eigentlich ist es die Geschichte von zwei Geistlichen, des alten frommen, gelehrten Propstes Tuberosow und des ihm kindlich ergebenen Diakons Achilla, dessen nicht eben geistliche Streiche und Possen den Leser unterhalten. Zwischen beiden steht der etwas blasse Pfarrer Zacharia Benefaktow. Lesskow stellte seine Erzählung zwischen zwei andere Chroniken, »Die alten Zeiten im Dorf Plodomassowo« (1869) und »Ein absterbendes Geschlecht«, einige Jahre später. Obwohl »Die Klerisei« als literarisches Werk schwächer ist als die andern, machte sie den Autor sehr bekannt. Er erschien dem Publikum als Verteidiger des Glaubens gegenüber dem freiheitlich sich gebärdenden Meinungsmonopol vor allem der Petersburger Presse. In der Gestalt des Schulmeisters Prepotenski – wie oft bei Lesskow ein »sprechender« Name – wird die dreiste Freigeisterei angeprangert. Der Lehrer ist freilich kein Einzelgänger. Die hochmütigen Beamten und die gesellschaftliche Schickeria der Stadt erscheinen als Mitläufer der Amoralität. Sie liebäugeln mit Anarchisten, Nihilisten und Atheisten, wie sie bei Dostojewski in den »Dämonen« ihr Blendwerk treiben.

Gegen diese Welt steht die Klerisei in doppelter Hinsicht auf verlorenem Posten. Die Methoden des Diakons Achilla, dieses einfältigen Riesen mit dem Kindergemüt, beziehen ihre Wirkung aus dem »Don Camillo und Peppone«-Effekt, während die theologisch fundierte Frömmigkeit Tuberosows, eines geistlichen Menschen mit

einem tiefen Verständnis des Evangeliums, dem Zeitgeist überlegen, aber hilflos gegenübertritt – und dadurch die feige Amtskirche provoziert. Die ersten hundert Seiten der Erzählung stellen in Form eines geistlichen Tagebuchs die Entwicklung Tuberosows dar. Wie bezeichnend heißt es doch gleich zu Anfang:

»Nachdem ich am 4. Februar 1831 durch den hochwürdigen Gawriil die Priesterweihe empfangen, erhielt ich von ihm dieses Buch (einen Kalender) geschenkt als Belohnung für meine guten wissenschaftlichen Leistungen im Seminar und mein gutes Betragen.« Auf diese Notiz folgt eine zweite; in ihr kündigt sich der Konflikt auf sanfte, aber unwiderstehlich ironische Weise an:

»Zum ersten Mal im Dom gepredigt, nachdem der Bischof die Messe gehalten. Zum Thema der Predigt hatte ich das Gleichnis von den Söhnen des Weinbergbesitzers genommen. Der eine sprach: Ich gehe nicht – und ging doch. Der andere aber sprach: Ich gehe – und ging nicht. Ich bezog dies auf die guten Handlungen und die guten Vorsätze, wobei ich mir einige Anspielungen auf die Beamten erlaubte, die ihren Dienst ablegen und dann nicht einhalten. Dabei wies ich auch ganz vorsichtig auf die Machthaber und Vorgesetzten hin. Ich sprach fließend und nicht so sehr feierlich als natürlich. Seine Eminenz belobten diesen meinen Versuch. Aber später riefen seine Eminenz mich zu sich und bemerkten nach einem allgemeinen Lob meiner Rede im besonderen, daß ich mich hüten solle, in meinen Predigten direkt auf die Wirklichkeit hinzuweisen, vor allem aber die Herren Beamten aus dem Spiele zu lassen, denn je weiter man sie sich vom Leibe halte, desto gottwohlgefälliger sei das...«

Damit ist das Schema der Chronik vorgezeichnet: Die Beamten des Staates betrachten die Kirche als Instrument der Macht; wenn sie auch persönlich weder an geistlichen Dingen, noch an dem religiösen Empfinden des Volkes interessiert sind, so wünschen sie doch nicht, daß sich der Klerus auf das Evangelium als höhere Verpflichtung beruft. Das nimmt konkrete Formen an: Bei Gelegenheit einer Seuche wird die Geistlichkeit von der Obrigkeit ermahnt, sie solle das Volk davon abhalten, zu Quacksalbern und heilkundigen Weibern zu laufen. Es solle die am Ort befindlichen Ärzte und Tierärzte beanspruchen. Tuberosow fragt: »An welchem Ort gibt es denn Ärzte und Tierärzte?« Der mundfertigen Aufklärerei steht eine von der gleichen Obrigkeit dumm und unterentwickelt gehaltene Gesellschaft gegenüber.

Tuberosow widersetzt sich der gebotenen Verfolgung der altgläubigen Schismatiker. Er möchte sie durch Wort und Tat überzeugen, da es sich um die gelebte Überzeugung einfacher Leute handelt.

Die theologischen Quellen Tuberosows sind die Liturgie – denn im Gegensatz zur abendländischen steht die russische Dogmatik nicht auf einem der Scholastik und Augustinus vergleichbaren Gedankengebäude –, das Neue Testament, die Geschichten der Wüstenväter und frühen Mönche, sowie zwei Bücher, die wegen ihrer zur Heiligkeit verführenden Gesinnung von ihm als Lektüre bevorzugt werden: Thomas von Kempens »Nachfolge Christi« und John Bunyans Erleuchtungen in »The Pilgrims Progress«. Im Jahre 1846 notiert der Pope:

»Ich habe mein Haus bestellt und in den Kirchenvätern und Geschichtsschreibern gelesen. Ich bin zu zwei Schlüssen gekommen und möchte beide gern für falsch halten. Der erste ist, daß das Christentum in Rußland überhaupt noch gar nicht gepredigt worden ist, und der zweite, daß die Ereignisse sich wiederholen und man sie

voraussagen kann. Über den ersten Schluß redete ich einmal mit meinem Amtsbruder, dem Vater Nikolaus, und war sehr erstaunt, wie er das aufnahm und mir beipflichtete. »Ja«, sagte er, »das ist unbestreitbar; wir werden in Jesu Namen getauft, aber wir nehmen Jesum nicht in uns auf.«

Die Verfilzung von Staats- und Kircheninteressen mit denen des Kapitals und des feudalen Systems auf dem Lande kommt in folgender Notiz zum Ausdruck:

»Welch große Freude! Die katholische Geistlichkeit in Litauen hat Nüchternheitsvereine gegründet. Sie predigen gegen die Trunksucht. Die Trunksucht läßt nach, die Leute kommen zur Vernunft, und die Blutsauger, die Branntweinpächter, platzen. Ach wie gern würde auch ich in dieser Art predigen . . . Ich würde die Gedanken des Cyrill von Belosero weiter ausspinnen, »wie die Bauern sich volltrinken und ihre Seelen zugrunderichten.« Aber da ich ohne Zensur nicht predigen darf, will ich einen Mäßigkeitsverein gründen. Was soll man machen? Notgedrungen folgt man dem Beispiel des Ignatius von Loyola, wenn man auf geradem Wege nicht gehen darf.«

Lesskow wirft Seitenblicke auf den römischen Katholizismus, gelegentlich auch auf Lutheraner und Anglikaner. Er ruft sie zu Hilfe gegen die in Rußland weit verbreitete Anschauung, daß sich ein Gebildeter des Glaubens schämen müsse, und beklagt, daß der militante Atheismus die guten Sitten und hohen Ideale verderbe; das Vaterland werde verspottet, die Familienbande würden aufgelöst, eine rein äußerliche Zivilisation trete an die Stelle der religiös und patriotisch gebundenen Kultur. Eben diese Kultur nährt die Darstellung der Chroniken »Die alten Zeiten im Dorf Plodomassow« und »Ein absterbendes Geschlecht«. In ihnen spiegelt sich die Ambivalenz der russischen Volkseele; neben dem Glauben stehe der Aberglaube, neben einem ins Heiligmäßige stilisierten Christentum ein fast ungebrochenes Heidentum, neben sentimentaler Gutmütigkeit eine brutale Roheit, neben den blaustrümpfigen Damen St. Petersburgs stehen fromme Fürstinnen auf dem Lande. Diesen Zwiespalt hat Lesskow immer wieder dargestellt. Die Leidenschaft der Triebe wird nicht psychologisiert oder dämonisiert; sie ist die stärkere Tatsache im Leben der Menschen, für den Erzähler natürlich auch die interessantere, obwohl niemand so wie Lesskow auch die Tugend als eine große Macht der Seele darstellen konnte.

Die Bojarin Marfa Andrewna, die Fürstin, welche »mit vier Zaren getanzt hat«, ist eine Frau von blendender Schönheit; mit dreißig Jahren Witwe geworden, erbt sie ein Vermögen, »das in dreitausend leibeigenen Seelen« bestand. Sie wird von Räubern überfallen, der Sohn macht ihr im sündigen St. Petersburg Unehre. Die Erzählung, mit unzähligen Tatsachen und Figuren ausgeschmückt, gibt ein hinreißendes Bild des feudalen Rußland. Zur Belustigung kauft die Fürstin zwei Zwerge, die ihrerseits einen Roman im Roman bilden. Durch diese Zwerge berührt sich die Erzählung von Plodomassow mit der Chronik der Stargoroder Geistlichkeit. Sie tauchen in schwieriger Situation als von der Bojarin gesandte Nothelfer des Propstes auf.

In der Chronik der Fürsten Protosanow schildert Lesskow den Untergang der guten alten Zeit an ihren Mängeln; man war zwar vornehm, stolz und hochmütig, milderte diese Laster aber durch Mitgefühl, Zurückhaltung, Hilfsbereitschaft und das Ethos der Pflicht und Verpflichtung gegenüber den Armen, Schwachen und Untergebenen, vor allem im Verhältnis zu den Leibeigenen und Dienern.

Obwohl Lesskow von Chroniken spricht, ist das Ganze die kunstvolle Fiktion einer Darstellung des öffentlichen und gesellschaftlichen Lebens im alten Rußland; es reicht

bis etwa 1840. Was man bei Lesskow gelegentlich als Lust an Abschweifungen getadelt hat, das Erzählen von Geschichten in der Geschichte, so daß man meint, er habe den Faden verloren, so ist sie der Ausdruck einer epischen Ökonomie im Dienst der höchst mehrdeutigen Wahrheit. Die Zeittiefe ergibt sich schon zu Anfang, wenn eine Enkelin den Bericht übernimmt; diese delegiert lange Episoden an die Kammerfrau Olga, deren Familiengeschichte durch die Chronik läuft. Eine der Frauen stammt aus einer »geistlichen« Familie von vorbildlicher Lebensführung, einem Diakonsehepaar mit zwei Söhnen und Töchtern. Lesskow entwirft das Idealbild einer »Jungfrau geistlichen Standes«. Ihr Lob, im Rahmen einer oft naturalistischen Erzählung, zeigt Lesskows Glauben an die sittliche Überlegenheit und »Schönheit der christlichen Religion«, um ein Wort der Frau von Staël zu variieren. Es steht im Gegensatz zu den negativen Typen aus Klerus und Adel. Lesskow beruft sich bei der Schilderung auf für uns ungewohnte, in einer modernen Geschichte fast legendäre Züge:

»Marja Nikolajewna war hübsch, es war jene besondere Schönheit, die ausschließlich den wohlgestalteten Frauen unseres geistlichen Standes eigen ist. Es ist dies eine stille und bescheidene Schönheit, fern von jedem Anspruch auf Prunk, Macht oder Anziehungskraft; sie ist versonnen und rührend und macht den Eindruck, als sei sie nur die Schale für die in ihr eingeschlossene seelische Schönheit. Es ist die gleiche Schönheit, von der so wundervoll der begeisterte Savonarola spricht; im übrigen haben auch unsere alten geschickten Ikonenmaler es verstanden, diese schimmernde Schönheit in ihren Bildern wiederzugeben, wenn sie das Antlitz einer heiligen Märtyrerin darstellten. Marja Nikolajewna hatte schon längst das Alter überschritten, in welchem Jungfrauen geistlichen Standes noch gute Partien zu machen pflegen, und außerdem war ihre jüngere Schwester schon in heiratsfähigem Alter. Allein auch für diese Ärmste fand sich, trotz ihrer von der Schwester so verschiedenen prunkvollen Schönheit, kein einziger Freier: Sie war ohne Mitgift, und der bescheidene Posten eines Dorfdiakons, der kaum viel mehr war als der eines Küsters, konnte einen Mann, der auch nur ein wenig Ehrgeiz hatte, nicht gerade verlocken.«

Es kommt zu einer zarten Liebesgeschichte; sie gipfelt in einer mit weiblicher Raffinesse eingefädelten geistlichen Verwandtschaft als Paten des gleichen Kindes: Dadurch ist die Ehe kirchenrechtlich unmöglich. Der junge Mann wird Mönch und bringt es schließlich zum Erzbischof. Die Episode wird weit ausgesponnen und hat ihre ironisch-witzigen Höhepunkte im geistlichen Milieu, etwa wenn der Bischof der jüngeren Schwester auf ihren Wunsch einen Bräutigam verschafft, einen für den geistlichen Stand wenig tauglichen Seminaristen. Sehr bezeichnend ist das Gestammel des Bischofs:

»Ich werde dir einen Bräutigam geben, ich werde ihn dir geben, einen sehr guten Bräutigam werde ich dir geben; ich habe schon lange ein Auge auf ihn geworfen, jaja; ich wollte ihn schon lange bestrafen, damit er demütig werde, jaja; nun hat also seine Stunde geschlagen. Er ist bockig, weißt du, von weltlichem Sinn, ein Liebhaber und Springinsfeld. Er hat sich zum Hüpfen eigens kurze Röcke angeschafft und trägt Westen mit gläsernen Knöpfen. . . Ich will ihn schon kleinkriegen, will ihn mit dir verheiraten! Das wird für ihn so gut wie eine Kirchenbuße sein.«

Die Übersetzung kann den Spaß solch einer Verlegenheit kaum richtig treffen, da theologische und kirchenslawische Floskeln zum Duktus der Sprache gehören.

Ein anderer Fall ist der des verarmten Edelmanns Rogoschin. Nur der Name, ein

illusionärer Stolz, großsprecherische Beteuerungen und der Bauer Sinka, Kutscher und Sancho Pansa, sind diesem Don Quichote geblieben. Die Fürstin rettet ihn vor Polizei und Bürokratie. Sein Absinken spiegelt das Schicksal einer Klasse. In der Großstadt wirkt er zwar lächerlich, aber er widersteht den Versuchungen des Verrats seiner Ideale an realitätsfremde Illusionen. Gerade das erlebt die Fürstin an ihrer Tochter: Im vornehmen Erziehungsinstitut wird sie, die das Volk nicht kennt, zur schwärmerischen Utopistin.

Lesskows Chroniken zeigen und wissen freilich keinen Ausweg. Das feudale Zeitalter ist vorbei, die Aspekte der Zukunft sind abscheulich. Das alte Rußland ist dahin. Daher ein berückendes Licht: Die Zeit war hart und grausam, aber Volk und Adel lebten im Glauben an den gottgewollten Charakter der Ordnung. Aber die Zweifel wurden überlaut. Lesskow wußte, wie tief sich die Krebschäden eingefressen hatten, die jetzt an die Oberfläche kamen. Nicht nur Bauern und Adel sind von Lastern verdorben; auch die Geistlichkeit, meint die Fürstin, mache ihr viel Kummer, sie sei »faul, dabei gierig, in den Geschäften nachlässig und ungewandt im Schreiben«, womit sie andeutet, daß es an intellektuellen Fähigkeiten fehlte.

Auf seine »Ideen« war Lesskow so stolz, daß er glaubte, seine Bücher würden dereinst ihretwegen gelesen werden. Daß der Untergang des alten Rußland nahe bevorstand und sein Land ein Opfer abstrakten Terrors werden würde, den er sein Leben lang als bössartige Utopie bekämpft hatte, konnte er nicht ahnen. Wir lesen seine Bücher nicht um jener »Ideen« willen, sondern weil er das alte Rußland in seiner Tiefe und Weite, geographisch und geistig, zur Substanz seiner Werke gemacht hat. Sein Leben erklärt, woher er diese Fülle von Personen mit ihren Geschichten, Anekdoten, Lastern und Späßen genommen hat. Er ist 1831 im Gouvernement Orjol, etwa zweihundert Kilometer südlich von Moskau, geboren. In dieser Landschaft von Wäldern, Flüssen, Wiesen und versteckten Dörfern haben wir Stargorod zu denken. Dort spielen die meisten seiner Erzählungen. Hier war Rußland am russischsten; hier habe der Schöpfer, wie Lesskow gelegentlich sagt, sein Wort »Es war alles sehr gut« gesprochen haben können.

Lesskows Vater war ein kleiner Gutsbesitzer, die Mutter die Tochter eines Landgeistlichen. In solchem Milieu lernte er, eine Generation vor Aufhebung der Leibeigenschaft, das Leben auf dem Lande durchaus nicht als Idylle kennen. Das väterliche Gut brannte ab, mit sechzehn Jahren verlor Nicolai seine Eltern. Er mußte die Schule verlassen und bei verschiedenen Stellen der Provinzregierung Schreiberdienste leisten, die schlecht bezahlt wurden, dem intelligenten Burschen beim Lesen und Abschreiben von Akten und Bittschriften aber eine viel praktischere Lebenskenntnis vermittelten als ein Studium oder die Großstadt. Dann gelang ihm der Übergang nach Kiew, immer noch in untergeordneter Stellung, aber mit den Möglichkeiten, seine Bildung im Umgang mit Studenten und Professoren zu verbessern. Er las mit dem Eifer seiner Jahre Cervantes, Shakespeare, Lawrence Sternes »Tristram Shandy«, Charles Dickens, Schiller und Goethe und die damals hoch modernen Aufklärer Ludwig Büchner, Strauß und Feuerbach. So kam er auf die Ideen einer Reform von Staat, Gesellschaft und Kirche, nach den Vorbildern in England, Frankreich und Deutschland.

Die Gedanken einer Reform ergriffen die russische Intelligenz von Puschkin bis Lermontow mit unwiderstehlicher Gewalt: auch Lesskow nahm den Ruf nach

Veränderungen auf. Aber er war ein Mensch, den nicht die Theorie, sondern die Fülle des Lebens ergriff. Mit dem Instinkt des wahren Autors begriff er, daß sich das russische Volk nicht über den Kamm des Zeitgeistes scheren ließ, sondern daß es unter diesen Bauern, Beamten, Kaufleuten, Soldaten, Bettlern, Schwindlern, Offizieren und Adligen, unter Städtern und Gutsbesitzern, den Damen der Gesellschaft, den Ehefrauen, Pilgerinnen und Dirnen Heilige und Verbrecher gab – und dies Gefühl bestätigte sich ihm bei der Lektüre der Kirchengeschichte. In Kiew gab es ohnehin, wenn überhaupt Geschichte, nur Kirchengeschichte und auch diese in einem anderen Sinne als im Westen. Mit utopischer Moral und politischer Schwärmerei sei dem Volk nicht beizukommen. Auch das berühmte Mitleid mit den Bauern, die in Unfreiheit dahinlebten, schien Lesskow zur Lösung des Problems nicht zu genügen. Darin unterschied er sich von den Sozialisten aller Farben. Er fand die höhere Idee im Christentum, doch auch dies nicht im Sinne der sonntäglichen Predigt, sondern in der Suche nach dem »Gerechten«. Er fragte: »Wenn nach dem bekannten Volksglauben keine Stadt ohne drei Gerechte bestehen kann, wie soll dann ein ganzes Land bestehen können, wenn in meiner und deiner Seele, lieber Leser, nichts als Schmutz ist?«

Das religiöse und soziale Pathos war Lesskow im Elternhaus eingepflegt worden. Besonderen Einfluß hatte seine Tante Polly, die einen Engländer geheiratet hatte und Quäkerin geworden war. Ein anderer Engländer, Mr. Scott, Nonkonformist wie Lesskows Tante, vermittelte dem gewandten jungen Mann eine Stellung als Vertreter einer englischen Maschinenfirma. Auf Reisen im Dienst der Gesellschaft lernte Lesskow ganz Rußland kennen, den Kontinent vom Schwarzen bis zum Bottnischen Meer, von Polen bis zum Ural. Er wohnte in schäbigen Hotels, schlief in Postwagen, benützte Pferde und Schiffe, lernte Polen, Deutsche, Juden, Handwerker, Geschäftsleute und Popen kennen. Später nannte er diese (drei oder vier) Jahre die schönsten seines Lebens. Er kannte Land und Leute aus Erfahrung wie kein anderer Schriftsteller seiner Zeit. Hier liegt der Ursprung seiner Autorschaft: Die regelmäßig für A. I. Scott geschriebenen Briefe über seine Fahrten und Begegnungen sind die Urzellen seiner literarischen Tätigkeit. Er wurde ermutigt, die Schilderungen journalistisch auszuwerten. Als sie Erfolg hatten, ließ Lesskow sich 1861 in Petersburg nieder und hoffte, von seiner Feder leben zu können. Lebendigkeit und Humor der Beschreibungen wurden anerkannt; hinzukamen Worte aus den Dialekten, aus der Bauern- und Handwerkersprache, Wortspiele und ein mit originellen Wendungen gespickter Dialog, so daß man glaubte, Lesskow sei ein Talent der damals aufkommenden ethnographischen Schule.

Als Berufsjournalist wurde Lesskow in die Auseinandersetzungen der Epoche hereingezogen. Könnte er gegen die Vervollkommnung des Menschengeschlechts sein? Aber seine Herkunft, die im Alltagsleben gewonnene Menschenkenntnis und die Schärfe der Beobachtungsgabe hielten ihn von den Einseitigkeiten der radikalen Hitzköpfe ab. Im Jahre 1862 wurde St. Petersburg durch eine Feuersbrunst erschreckt. In einem Artikel darüber hatte Lesskow erwähnt, daß man Nihilisten und unruhige Studenten als Urheber verdächtige, und forderte eine Untersuchung der Schuldfrage. Die Radikalen fühlten sich von ihm verraten; die liberalen Blätter boykottierten Lesskows Beiträge. Der Vorgang trug dazu bei, daß Lesskow zur Erzählung überging. 1863 erschien »Schafochs«, seine erste Novelle. Im Jahr darauf kam der Roman »Kein Ausweg«; in ihm glaubte sich der süße Pöbel karikiert und fiel geschlossen über ihn

her. Verbittert schrieb Lesskow im Ausland einen zweiten politischen Roman, »Bis aufs Messer«, wo er die Nihilisten als eine Bande von Taugenichtsen und Halbkriminellen darstellte. Das war unverzeihlich: Lesskow wurde auf Lebenszeit zur Vogel-scheuche der Petersburger Doktrinäre.

Mit der »Klerisei« wandte er sich an ein anderes Publikum und fand es. Die Kaiserin Maria Alexandrowna, die Frau Alexanders II., vermittelte ihm eine Stellung im Kultusministerium, so daß Lesskow ohne Sorgen leben konnte. Seine weiteren Schicksale muß man den Erzählungen entnehmen. Nicht einmal über seine Ehe sind nähere Umstände bekannt. Er starb 1895, nachdem er sich aus den Kampfpositionen der Orthodoxie gegen den Pietismus und Protestantismus gelöst hatte und journalistisch mit den gemäßigten Reformern in Berührung gekommen war: Die offizielle Kritik, sozialistisch verbohrt, änderte ihre Meinung über ihn nicht mehr.

Außer den Geschichten aus dem Leben der Geistlichkeit schrieb Lesskow Erzählungen, welche stofflich und sprachlich keine Parallelen in der klassisch sich glättenden Literatur Rußlands haben. Seine Vorliebe für Anekdoten, Wortspiele, Berufssprachen der Militärs und Kaufleute, aus dem Milieu der Weltstadt St. Petersburg, der einzigen, die Rußland damals hatte, für verschachtelte Handlung, krasse Abenteuer und überraschende Lösungen steht in Gegensatz zu der ruhigen und vornehmen Schilderung bei Tschechow oder Turgeniew. Er liebte groteske Späße und originelle Charaktere. Tugenden und Laster beschreibt er mit der gleichen Glaubwürdigkeit in Geschichten wie »Die Schildwache«, »Der Toupetkünstler«, »Anziehende Männer«, »Pan Wischnewski« oder »Der ungetaufte Pope« (wo finsterner Aberglaube die bäurische Welt regiert) und dem immer wieder in die Tasche zurückkehrenden »Heckrubel«. Der Hausmeister Pawlin ist eine fast dämonische Figur, und Domna Platonowna, die Petersburger Kupplerin, sucht in der Weltliteratur ihresgleichen.

Lesskows Großsprecher und Frauenjäger sind genauso wahr wie seine reinen Frauen und Mädchen. Das läuft nicht auf Konstruktionen *ex negativo*, auf eine Verkehrung der Vorzeichen, hinaus, obgleich das Bild des »Gerechten« die Lesskowsche Moral bestimmt. Auch der böse Mensch hat bei Lesskow seine Größe und kann uns, wie die »Lady Macbeth von Mzensk« zu Teilnahme oder, wie der harte Hausmeister Pawlin, der am Ende betrogen wird, zum Mitleid bewegen. Einen Höhepunkt realistisch-poetischer Gerechtigkeit erreicht Lesskow in seiner Erzählung von einem gefangenen Bären »Das Tier«. Spielen in der »Klerisei« Lesskows Ideen, das Gegeneinander des modernen Zeitgeists und gebundener Frömmigkeit, noch eine Rolle, so sind die Erzählungen ideologiefrei; in ihnen tritt, wie Hofmansthal gesagt hat, eine gewisse Seite des Russen, »das eigentlich Furchtbare, aber zugleich Gewaltige« in epischen Zügen ans Licht. Nur bei ihm gibt es so viele Sonderlinge, Krüppel und Zwerge, Soldaten vom geprügelten Muschik bis zum betenden General, die Liebhaber schöner und leichtfertiger Frauen und die Fixierung dieser Männer auf einen einzigen Trieb, den sexuellen – und das alles unterhaltsam, witzig, ironisch, kunstvoll befrachtet mit Abschweifungen und in stummer Entfernung von jeder Spiritualität.

In seinen letzten Jahren schrieb Lesskow eine Reihe legendenhafter Geschichten. Die schönsten von ihnen sind in dem Band »Von Gauklern, Heiligen und Hetären« der deutschen Ausgabe zusammengestellt. Am berühmtesten sind »Der Gaukler Pamphalon« (1887) und »Die schöne Asa« (1890). Ihre Quellen sind die altchristlichen

Überlieferungen von Säulenheiligen, bekehrten Hetären und Gottsuchern. Sie spielen in Syrien, Ägypten und Kleinasien. Die beliebtesten Städte sind Alexandrien, Konstantinopel und Antiochia. Das Schema ist variabel, ruht stets auf gleichen Voraussetzungen: Der reiche Mann verzichtet auf Geld und Gut, geht in die Wüste – und findet nichts. Nachdem er dreißig Jahre auf einer Säule gestanden hatte, fand der Patrizier Hermius bei dem fröhlichen Gaukler Pamphalon das Ideal des Lebens. In der Legende der schönen Asa wird das Leben der Hetären unter das Motto gestellt »denn die Liebe deckt der Sünden Menge zu«. Das Motiv von der Sünde als Weg zum Heil beruft sich nicht auf das Neue Testament, sondern auch auf uralte, vorbiblische Religionen im Orient, wo die geheimnisvoll-anziehende Liebe der Frau einen kultischen Sinn hatte und den Mann erlöste.

Lesskow nennt als Quelle Antonius d. Gr., den ägyptischen Mönchsvater, den hl. Sabbas von Palästina, den Archimandriten Theodosius von Jerusalem und Johann Klimakos, den Autor der »Himmelsleiter« des mystischen Aufstiegs. Die Legende vom gewissenhaften Daniel (der uns eher gewissenlos erscheint) beruft sich auf Isaak den Syrer und eine Briefstelle des Isidor von Pelusium: »Leidenschaft ist nicht weitsichtig, Haß aber macht blind.« In der Legende vom heiligen Gerassim wird die Fabel von einem wilden Tier, dem Löwen, als Begleiter des Menschen variiert.² Auch Laotse, der chinesische Dichter, taucht in einem Motto auf. Die Erzählung vom Bösewicht von Askalon (»eine Begebenheit im Kerker des Herodes, nach syrischen Überlieferungen«) benützt als Motto Cesare Lombroso, der behauptete, der Verbrecher werde als solcher geboren, sei also nicht verantwortlich. Eine Art Gesamtstichwort für diese Geschichten ist Jesu Wort, »Zöllner und Huren werden eher ins Himmelreich eingehen als ihr«.

Die Heiligenlegenden der russischen Kirche spielen im Glauben des Volkes eine ähnliche Rolle wie der Heiligen- (und Reliquien-)Kult bis zum siebzehnten Jahrhundert im Katholizismus. In Form von Heiligenkalendern oder nach Namen angeordneten Postillen haben sie Frömmigkeit und Askese bestimmt, vor allem hatten sie Vorbildcharakter; ähnlich wie die Ikonen spiegeln sie das heilige Urbild. Das wichtigste Buch der Gattung ist das »Paterikon« jenes Kiewer Höhlenklosters, das seit dem Jahre 1168 als »Lawra« bezeichnet wird. In Kiew, dem Vorort der russischen Orthodoxie, hatte man seit dem zehnten Jahrhundert Heiligengeschichten in kirchenslawischer Sprache aufgezeichnet. Diese Sammlung, das »Paterikon«, entspricht etwa der *Legenda Aurea* des Westens. Hier weiß sich der Dichter eng mit der Volksfrömmigkeit verbunden. Eine große Zahl von Abschriften und Auszügen bezeugt die Beliebtheit des Werkes.³

Die Geschichten der Sammlung regten Lesskow an, auf die frühchristlichen Quellen der Kirche des Ostens zurückzugreifen, auf die Hagiographien der Kirchenväter und frühen Historiker. Hier fand er zwar auch Mönche und Eremiten, aber sie kamen aus einer städtischen Hochzivilisation: Darin lag für ihn die Parallele zur Neuzeit. Aber er tat noch mehr.

2 Diese Fabel hat G. B. Shaw zu dem Drama »Androkles und der Löwe« angeregt.

3 Das Paterikon wurde erst im Jahre 1911 wissenschaftlich ediert. Das Buch gehörte dem Kloster und wurde bis dahin nur von der Klosterdruckerei, in sprachlich und stilistisch erneuerten Fassungen, unters Volk gebracht. Eine zweite wissenschaftliche Ausgabe, 1929 von der Akademie der Wissenschaften der Ukraine, wurde von der sowjetischen Zensur unterdrückt.

Lesskows Legenden lassen sich nicht als Modernisierungen der alten Texte bezeichnen. Immer wieder schlägt seine Kunst der Schilderung maßloser Leidenschaften durch, die Unbarmherzigkeit der Machthaber, die Verzeihung der Leidenden, grimme Härte und lächelnder Humor. Er füllt das fromme Schema der Vorlagen mit einer Fülle naturalistischer Details grausamer, auch erotischer Natur. (Wahrscheinlich haben ihn Gustave Flauberts »Versuchungen des Hl. Antonius« angeregt.) Im »Bösewicht von Askalon« werden die körperlichen und seelischen Qualen des Opfers über etwa hundert Seiten so ausführlich geschildert, daß der Leser ermüdet; sie sind das Gegenstück zu der mit allen Mitteln versuchten Verführung der Gattin des Opfers zur sexuellen Hingabe. Bei der Beschreibung der Ankunft der dreißig alexandrinischen Hetären finden sich fast pornographische Details. Ganz anders als seine schriftstellerischen Kollegen, auch jene von literarischem Rang wie Tolstoi und Turgeniew, hat Lesskow die drastische Erotik nie gescheut; man findet sie in den Beischlafsszenen der »Lady Macbeth von Mzensk«, im »Toupetkünstler«, der »Kampfnatur« und anderswo. Er will in diesen Szenen die Blindheit der Leidenschaft und Blendung der höheren Kräfte des Menschen schildern. Er meint das nicht moralisch oder als Zeugnis tierischer Züge im Menschen, wie sein Jahrhundert meinte. Er sah in der Sexualität eine letzte Steigerung der vitalen Kraft, die freilich fast nur den Männern, der gräßlichen Kraftprotzerei der Adligen gegenüber leibeigenen Frauen und Mädchen, zukommt.

Lesskows Legenden haben mit den Motiven der Verführung, der Sklaverei, der Eunuchen und Bordelle den Rahmen der christlichen Gesellschaft überschritten, und so darf man sich nicht wundern, wenn auch die Welt des Korans und von Tausendund-einenacht beschworen wird. In ihnen sind alttestamentliche Geschichten mit erotischem Hintergrund benützt worden, die Erzählung von Joseph und Potiphars Weib und das Hohelied. Die Fabeln von reichen Kaufleuten, deren Schiffe in einem Seesturm verlorengehen, wie im »Kaufmann von Venedig«, sind ebenso orientalischen Ursprungs wie die Befreiung edler Damen aus den Händen von Händlern oder der Menschenraub durch Nomaden und die Flucht des Protagonisten:

»So legte er denn die Kette auf einen Stein, mit einem andern Stein begann er auf die Kettenglieder loszuhämmern, zerschlug so endlich die Kette und warf den an ihr hängenden schweren Balken ab; darauf erstach er mit seinem Messer das Kamel und trank das Wasser, welches im Magen des Tieres war. Es war nicht trüb, aber klebrig wie Schleim, trotzdem aber trank er sich satt daran, schwang sich auf das Roß des Barbaren und galoppierte in die Wüste hinaus. Er stürmte in jener Richtung dahin, in welcher seiner Meinung nach die Länder der Getauften liegen mußten.«

Indem sich Lesskow auf einen Orient einließ, der fern von Rußland und fern vom Stil der frommen Legende ist, sich einließ auf Fantasie, eine Traum- und Wunschwelt, auf Zauber und Geister, auf eine Welt, die das Gegenteil europäischer und christlicher Moral evoziert, brachte er das höchste Geistige in das Sinnlichste, wie im Märchen. Die Abenteuer gehen ins Groteske, Frivole und Brutale über, aber das Unzüchtige ist nicht gemein, wie der Fromme kein Puritaner ist. Das Niedrige und das Hohe begegnen einander, der Fürst dem Bettler, der Gaukler dem Eremiten. Wir fühlen uns in der weitesten Fremde zu Hause – weil das Menschliche überall das gleiche ist.

In seinen Märchen und Legenden hat Lesskow seiner Zeit einen Spiegel vorgehalten. In ihrer von der Gegenwart Rußlands und Europas abgelösten Sphäre zeigt er sein

Ideal, den »Gerechten«. Doch nicht nur in Legenden und Märchen erreicht der Gerechte die Befreiung vom in sich selbst gefangenen Ich. In einer der letzten Erzählungen, dem »Tal der Tränen« (1892), der Geschichte einer schrecklichen Hungersnot, wie sie Rußland immer wieder überfällt, griff Lesskow in seine Kindheit zurück, wo er als »junger Herr« auf dem elterlichen Gut lebte. Es ist eine »Rhapsodie« des Elends, des Sterbens, des schwärzesten Aberglaubens und abscheulich irrefeleiten Brauchtums. Kindstötung, Prostitution, Kannibalismus und die gemeinsten Laster werden alltäglich, denn »alle höheren Ziele des menschlichen Daseins waren vergessen«. Der Geist stumpft ab, die Seele wird verhärtet. Die furchtbarsten Nachrichten sind nicht mehr als eine Zerstreung der Gemüter – »wie eine Art Feuilleton«.

Da taucht im letzten Drittel eine etwas sonderbare Dame auf. Sie heißt Polly wie jene Tante, welche den jungen Lesskow durch ihr tätiges Christentum beeindruckt hatte. Sie sucht »das Rechte«:

»Sie schickte zum Gemeindegeistlichen und bat um eine Bibel. Allein es war im ganzen Sprengel keine Bibel aufzutreiben. Man sandte nach Orjol, aber es gab auch in ganz Orjol keine Bibel zu kaufen; man erhielt sie vom Rektor des Seminars geliehen und dazu noch mit der Warnung von seiten des eigenen Geistlichen, »es sei ein weltliches Buch und nicht ungefährlich zu lesen«. Es gab mehrere, die der Tante beizubringen suchten, »die Lektüre der Bibel könne sie verrückt machen«; trotzdem las sie die ganze Bibel durch und wurde dabei natürlich, wie es vorauszusehen war, verrückt und fing an, offenbare Widersinnigkeiten zu begehen. . . . Sie äußerte auch, daß sie nur in einem solchen Glauben Kraft finde zu leben und zu wirken, um dem Besseren den Weg zu bereiten, das bereits nahe sei und gewiß kommen würde, wenn »die Berge und Täler gleich werden und der Löwe neben dem Lamm liegen wird, ohne es zu verzehren.«

Tante Polly trifft auf eine gleichgesinnte englische Quäkerin. Beide überwinden Elend, Hunger und Aberglauben, und am Ende besiegt die Liebe selbst den Starrsinn einer Feindin, der Fürstin D., so daß diese ihren Leibeigenen den Freibrief ausstellt. So also hat sich Lesskow – für das Jahr 1840, also zweiundzwanzig Jahre vor der Bauernbefreiung – die Lösung der sozialen Frage vorgestellt, im Geist des Evangeliums, gegen die Amtskirche. Modernes Proletariat kommt bei ihm nicht vor, während Dostojewski davon fasziniert war. Lesskow beruft sich in dieser Erzählung auf Gogol und Turgeniew, welche typisch russische Menschen und Probleme geschildert hätten. Aber den »Gerechten« gibt es bei ihnen nicht, der in einem Meer von Unglück, Laster und Irrsinn schwimmt wie eine Perle im Meer. Der Gerechte hat die Schranke der Ichbefangenheit überwunden in der Liebe zum Nächsten: Das ist der wahre Hunger des *Geistes*. Lesskow läßt das Wort jedesmal gesperrt drucken.

Deutscher Widerstand gegen Hitler

Von Heinz Hürten

Der Widerstand, den Deutsche gegen Hitler leisteten, ist uns noch nicht zu einem so gefestigten Besitz unseres öffentlichen Bewußtseins geworden, daß wir dafür unzweideutige Begriffe besäßen. Dies ist wohl ein Indiz dafür, daß uns dieses Verhalten